

(Nachdruck verboten.)

181

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

In diesem Augenblick kommt Carlsson mit der Alten aus dem Vorbau und bringt die gesuchte Harke. Die ist fein, mit zwei Herzen bemalt, „Anno 1852“ gezeichnet; es war einmal die Brautharke der Alten, die Flod selber angefertigt. Sie hatte Erbsen im Schaftknäuel, die klapperten, wenn man die Harke rührte.

Die Erinnerung an vergangene Freuden scheint den frischen Sinn der Alten in eine muntere Stimmung zu versetzen; ohne eine Spur von krankhafter Empfindsamkeit zeigt sie auf die Jahreszahl und sagt:

„Das war nicht gestern, als der Flod mir die Harke machte . . .“

„Und Du ins Brautbett stiegst, Tante,“ fiel der von Svinofar ein.

„Kannst es wohl noch einmal,“ meinte der aus Dwassa. „Sechs Wochen alten Ferkeln und zwei Jahre alten Witwen kann man nicht trauen,“ neckte der Fjällonger.

„Je trockener der Bunder, desto schneller fängt er Feuer,“ brannte der von Fiverjättra los.

Und jeder warf seinen Scheit aufs Feuer. Die Alte aber schmunzelte und wehrte sie ab, machte gute Miene zum bösen Spiel und scherzte mit; böse zu werden, hatte keinen Zweck.

Dann ging's auf die Bruchwiese hinunter. Da standen Segge und Schachtelhalm so hoch wie ein Kiefernwald und das Wasser ging den Männern bis an die Stiefelschäfte. Die Mädchen zogen Strümpfe und Schuhe aus und hingen sie auf den Feldzaun.

Die Alte harckte hinter Carlsson so fleißig, daß sie es den andern zubortat. Manches Scherzwort über das junge Paar, wie sie genannt wurden, fiel.

So ward es Mittag und so wurde es Abend.

Der Spielmann war mit seiner Geige gekommen; die Tenne war geräumt und gefeiert, die schlimmsten Astlöcher waren mit Pech verkittet. Als die Sonne unterging, begann der Tanz.

Carlsson eröffnete ihn mit Ida; deren schwarzes Kleid war viereckig zugeschnitten, hatte eine weiße Krause und einen Maria-Stuart-Kragen; wie eine beneidete Dame stand Ida unter den Bauernmädchen da; die Alten betrachteten sie mit Furcht und Kälte, die Jungen mit Verlangen.

Carlsson konnte allein den neuen Walzer; darum nahm Ida ihn gern, ein Mal nach dem andern, nachdem ein Versuch mit Norman mißlungen war. Als der so aus dem Felde geschlagen wurde, verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, zu seiner Handharmonika zu greifen; um sein gequältes Herz auszuschütten und vielleicht mit einer letzten Leimrute den feinen und unbeständigen Vogel zu fangen; vor einigen Wochen glaubte er ihn in der Hand zu haben, bald aber sah er wieder auf dem Dache und schnäbelte mit einem andern.

Carlsson fand indessen die Begleitung überflüssig, da er eigens einen wirklichen Spielmann gedungen; und die engbrüstige Harmonika hielt mit der leichtfüßigen Geige nicht Schritt, sondern störte den Takt und brachte Unordnung in den Tanz. Die gute Gelegenheit, den Nebenbuhler abzutun, lockte Carlsson, zumal die Meinung, die Harmonika störe nur, allgemein zu sein schien. Er nahm also den Mund etwas voll und schrie dem unglücklichen Liebhaber, der sich in einer Ecke verkrochen hatte, über die Tenne hinüber zu:

„Söllu, schnür den Lederbeutel, Du! Mach, daß Du hinauskommst, und laß die Luft aus, wenn Du aufgeblasen bist.“

Die allgemeine Meinung verurteilte den Sünder mit einem zustimmenden Lachen. Norman aber waren einige Schnäpfe zu Kopf gestiegen, und Idas Krause hatte ungeahnte Kräfte hervorgezaubert: er dachte deshalb nicht daran, der Aufforderung zu folgen.

„Söllu!“ ahnte er Carlsson nach, der unversehens in seine Mundart verfallen war, die auf Hochschweden lächerlich wirkte. „Komm nur hinaus auf den Hof, dann werde ich Dir schon die Klöße aus dem Schweinepelz laufen!“

Carlsson fand seine Stellung noch nicht so bedroht, um zu den Fäusten übergehen zu müssen, sondern hielt sich auf dem unschuldigeren Gebiet des Zungenkampfes.

„Was ist das für ein merkwürdiges Schwein, das Klöße im Pelz hat?“

„Das stammt wohl aus Wärmland, glaube ich!“ antwortete Norman.

Das verletzete die Nationalehre; noch im letzten Augenblick nach einem vernichtenden Wort suchend, das sich aber nicht einstellte, ging Carlsson auf den Feind los, packte ihn bei der Weste und riß ihn auf den Hof hinaus.

Die Mädchen stellten sich in die Türöffnung, um den Zusammenstoß zuzusehen; niemandem fiel es ein, dazwischen zu treten.

Norman war klein und untersekt, abber Carlsson war größer gebaut und höher gewachsen. Im Nu warf er den Rock ab, um den er bange war, und die Kämpfer rannten zusammen. Norman mit dem Kopfe voran, wie ers von den Lotsenburschen gelernt hatte. Carlsson aber packte ihn, zielte einen häßlichen Fußtritt nach dem Unterleib, und wie ein zusammengerollter Igel fiel Norman auf den Dunghaufen.

„Rallbuse!“ schrie er, außerstande, sich weiter mit den Fäusten zu verteidigen.“

Carlsson schäumte; vergebens nach Schimpfwörtern suchend, setzte er Norman das Knie auf die Brust und ohrfeigte den Geschlagenen. Der spuckte und biß um sich, bekam aber schließlich eine Handvoll Streu in den Mund.

„Jetzt werde ich Dir das ungewaschene Maul putzen!“ schrie Carlsson und rieb den Geschlagenen mit einem Strohwick, den er aus dem Dunghaufen gerissen, so, daß die Nase blutete.

Aber das öffnete dem wutschnaubenden Norman den Mund: seinen ganzen Vorrat von Schimpfwörtern schleuderte er dem Sieger ins Gesicht, der die Zunge des Besiegten doch nicht binden konnte.

Die Musik war verstummt, der Tanz hatte aufgehört. Die Zuschauer hatten ihre Bemerkungen über die Wendungen des Wortstreites und Faustkampfes gemacht und mit demselben gleichmütigen Interesse zugehört und zugehört, wie sie einem Schlachten oder einem Tanz zusahen. Doch fanden die Alten, Carlsson Angriff sei nicht ganz regelrecht, nicht nach alter Sitte gewesen. Plötzlich aber war ein Schrei zu hören, der den Haufen sprengte und alle aus der Feststimmung riß.

„Er zieht ein Messer!“ schrie einer; man konnte nicht unterscheiden, wer.

„Ein Messer!“ wurde im Haufen geantwortet. „Keine Messer! Fort mit den Messern!“

Und die Kämpfer wurden umringt; Norman, dem es gelungen war, sein Klappmesser zu öffnen, wurde entwapnet und auf die Füße gestellt, nachdem man Carlsson von ihm losgerissen.

„Rausen könnt Ihr Euch, Burschen, aber nicht messern,“ schloß der Alte von Svinofar die Schlägerei.

Carlsson zog seinen Rock an und knöpfte ihn über seine zerrissene Weste; aber Norman hing der eine Hemdärmel wie ein Ferkel aufs Bein herab. Im Gesicht übel zugerichtet, schmutzig, blutig, hielt er fürs beste, sich um die Ecke zu entfernen, um seine Niederlage nicht den Mädchen zu zeigen.

Mit der frohen Zubersticht des Siegers und des Stärkern trat Carlsson wieder auf die Tanzbahn, um, nach einem tüchtigen Schluck, das Spiel mit Ida von neuem zu beginnen, die ihn mit Wärme, ja beinahe Bewunderung empfing.

Der Tanz ging los wie ein Dreschwerk. Die Dämmerung war hereingebrochen. Der Branntwein machte die Runde, und man widmete dem Tun und Lassen des Nächsten geringere Aufmerksamkeit. Darum konnte Carlsson mit Ida aus der Tenne heraus kommen und das Hagtor erreichen, ohne daß jemand nachweise Fragen stellte. Aber gerade als das Mädchen über den Bauntritt gestiegen war und Carlsson auf dem Feldzaun stand, hörte er durchs Halbdunkel die Stimme der Alten, ohne wen sehen zu können.

„Carlsson! Ist Carlsson dal Komm er und tanz eine Runde mit seiner Harkerin.“

Aber Carlsson antwortete nicht, sondern glitt hinunter und schlüpfte in den Hag, leise wie ein Fuchs.

Die Alte hatte ihn jedoch gesehen, und obendrein noch das weiße Taschentuch, das diese um den Leib geknüpft, um ihr Kleid vor den schweißigen Händen zu schützen. Als sie noch einmal gerufen, ohne Antwort zu erhalten, ging sie nach, über den Baumtritt, in den Hag.

Der Weg unter den Haselbüschen lag vollständig im Dunkel; sie sah nur etwas Weißes, das in dem Schwarzen ertrank und schließlich auf den Boden des langen Tunnels sank. Sie wollte nachlaufen; da aber waren neue Stimmen am Baumtritt zu hören, eine größere und eine klingendere; aber beide gedämpft und, als sie näher kamen, flüsternd. Gustav und Klara stiegen über den Baum, der unter den etwas unsicheren Schritten des Burschen knackte; und von zwei starken Armen gehalten, sprang Klara hinunter.

Die Alte versteckte sich in den Büschen, während das Paar Arm in Arm vorbeizog; halb singend, küssend dahintanzte, wie sie selber einst getanzt, gesungen und geküßt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Kussak.

Von Leonid Andrejew.

(Schluß.)

III.

Die ganze Hundeseele blühte in Kussak auf. Er hatte einen Namen, auf den er kopfsüß aus der grünen Tiefe des Gartens angestürzt kam; er gehörte Leuten an, konnte ihnen dienen — ist das nicht mehr als genug zum Glück eines Hundes?

Von Natur aus mäßig und durch die langen Jahre des Bagabondierens zu noch größerer Enthaltbarkeit erzogen, ah er sehr wenig; aber auch dieses wenige genügte, ihn bis zur Untermütigkeit zu verändern: die lange Wollle, die früher in zottigen, suchsigen Büscheln von seinem Körper heruntergehangen hatte und auf dem Bauch ewig mit angetrocknetem Schmutz bedeckt gewesen war, wurde rein, schwarz und glänzend wie Atlas. Und wenn er jetzt aus Langeweile an die Straßenspoße lief, auf der Schwelle stehen blieb und wichtig den Weg hinunter und hinausblickte, fiel es niemand mehr ein, ihn zu necken oder gar mit Steinen nach ihm zu werfen.

Aber so stolz und unabhängig fühlte er sich nur, wenn er allein war. Die Furcht war durch die Lieblösungen noch nicht ganz aus seinem Herzen getilgt: auch jetzt noch wurde ihm jedesmal bange, wenn er Menschen erblickte, die sich ihm näherten, und er erwartete Schläge. Auch jetzt noch ersahen ihm jede Lieblösung unbegreiflich, wie ein Wunder, das er nicht verstehen, für das er nicht danken konnte. Er vermochte nicht zu schmeicheln. Andere Hunde können auf den Hinterpfoten stehen, sogar lächeln und auf diese Weise ihre Gefühle ausdrücken — Kussak konnte nichts von alledem.

Das einzige, was er konnte, war, sich auf den Rücken zu legen, die Augen zu schließen und leise zu winseln. Aber das war wenig und vermochte weder seine Freude noch seine Dankbarkeit und Liebe auszudrücken — und deshalb ahnte er das nach, was er irgendwann einmal bei anderen Hunden gesehen hatte: er überschlug sich plump, sprang ungeschickt und drehte sich um sich selbst. Und sein Körper, der sonst so biegsam und geschmeidig war, sah in solchen Augenblicken unbeholfen und lächerlich aus.

„Mama! Kinder! Seht doch — Kussakchen spielt!“ rief Lelia und bat, vor Lachen fast erstickend: „Noch mehr, Kussakchen, noch mehr! So ist's schön! Siehst Du, so ist's schön...“

Alle stürzten in den Garten und begannen zu lachen, während Kussak sich drehte, fiel, sich überschlug, ohne daß jemand das seltsame Flehen in seinen Augen bemerkt hätte. Und wie man früher den Hund gehegt hatte, um seine verzweifelte Furcht zu sehen, so liebte man ihn jetzt absichtlich, um in ihm das Gefühl dankbarer Gegenliebe zu erwecken, das in seiner unbeholfenen, plumpen Ausdrucksweise so unendlich komisch wirkte. Fast keine Stunde verging, ohne daß nicht eins der Kinder rief:

„Kussakchen, liebes Kussakchen, spiele doch!“

* Und Kussakchen drehte sich, fiel und überschlug sich unter dem unaussprechlichen, schallenden Gelächter seiner Zuschauer. Man lobte ihn und bedauerte nur, daß er in Gegenwart Fremder seine Kunststücke nicht zeigen wollte, sondern in dem Garten lief und sich unter der Veranda versteckte.

IV.

Mit trübem Regen und häufigen Regenschauern brach der Herbst an. Schnell begannen die Wälder zu veröden, gerade als wenn der unaufhörliche Regen und der Wind sie wie Lichter eine nach der anderen zum Verlöschen gebracht hätten.

„Was fangen wir aber mit Kussak an?“ fragte Lelia nachdenklich.

Sie saß, die Kniee mit beiden Händen umfassend, da und blickte traurig durch das Fenster, auf dem große Regentropfen ineinanderfloßen.

„Was ist das für eine Haltung, Lelia — wer sitzt so?“ tadelte

die Mutter und fügte hinzu: „Kussak? Ja, der muß hierbleiben. Es geht nicht anders.“

„Scha—ade!“ dehnte Lelia.

„Da ist nichts zu machen. Wir haben keinen Hof, und in den Stuben kann man ihn nicht halten, das siehst Du doch selbst ein?“

„Scha—ade!“ wiederholte Lelia, dem Weinen nahe.

Schon hoben sich, wie Schwalbenflügel, ihre dunklen Brauen, und kläglich rümpfte sie ihr hübsches Näschen, als die Mutter sagte:

„Krasnuchins haben mir schon lange einen kleinen Hund für Dich versprochen... von sehr guter Rasse, sagen sie, der auch Kunststücke machen kann. Hörst Du? Und was ist der hier — ein Hofhund!“

„Scha—ade!“ wiederholte Lelia, aber sie weinte nicht mehr.

Wieder kamen unbekannte Leute, wieder knarrien die beladenen Wagen, ächzten die Dielen unter den schweren Tritten fremder Männer, aber gesprochen wurde diesmal nur wenig, und Lachen war erst recht nicht zu hören. Durch die fremden Leute erschreckt und Böses ahnend, lief Kussak bis ans Ende des Gartens und beobachtete durch das lichter werdende Strauchwerk unablässig den sichtbaren Winkel der Veranda und die darauf hin- und hergehenden Gestalten in roten Hemden.

„Bist Du hier, mein armes Kussakchen?“ fragte Lelia, in den Garten tretend.

Sie war bereits zur Reife angezogen — in dem braunen Kleid, aus welchem Kussak damals ein Stück herausgerissen hatte, und schwarzem Jackett.

„Komm mit!“

Sie gingen auf die Chaussee. Der Regen fing an und hörte wieder auf, und der ganze unermessliche Raum zwischen der schwarzen gewordenen Erde und dem Himmel schien erfüllt von wirbelnd in die Höhe treibenden, heftig seufzenden Wolken.

Links von der Chaussee dehnte sich ein Stoppelfeld, und am hügeligen Horizont standen vereinzelte Bäume und Sträucher. Nicht weit von der Villa befand sich eine Schänke mit rotem Dach, und vor der Schänke ein Haufen Leute, die den Idioten Kluscha neckten.

„Geht 'ne Kopeke!“ näselte der Idiot langsam.

„Und Holz hasten willst Du?“ fragte man zurück.

Kluscha schimpfte zornig und schmutzig und alle lachten.

Ein Sonnenstrahl, so gelb und anämisch, als wenn die Sonne unheilbar krank wäre, durchbrach die dichten Wolken; breiter und trauriger wurde die neblige, herbstliche Ferne.

„Traurig, Kussakchen!“ sagte Lelia leise und ging, ohne sich umzuwenden, zum Hause zurück.

Erst auf dem Bahnhof erinnerte sie sich, daß sie von Kussak nicht Abschied genommen hatte.

V.

Lange schnupperte Kussak den Spuren der abgereisten Sommergäste nach. Er lief bis zur Station und kehrte durchkräft, schmutzig nach dem Landhaus zurück. Das Landhaus war öde und verlassen. Zum erstenmal wagte er die Veranda zu betreten. Dort setzte er sich auf die Hinterpfoten und blickte leise winselnd durch die Glastür. Aber die Zimmer waren leer, und niemand antwortete Kussak.

Ein dichter Regen begann zu fallen, und von allen Seiten schob sich das Dunkel der langen, traurigen Herbstnacht heran. Das Leinwanddach über der Veranda war eisern, und deshalb sah der Raum jetzt so seltsam leer aus: hier rang das Licht noch lange mit der Dunkelheit und beschien traurig die schmutzigen Fußspuren, aber endlich gab das Licht auch hier nach.

Die Nacht brach an.

Als es ihm zur Gewißheit wurde, daß die Sommergäste abgereist waren, begann der Hund kläglich zu heulen. Wie ein Verzweiflungsschrei unterbrach dieses Geheul das monotone, mürrische Geräusch des Regens, durchschnitt die Finsternis und erstarb auf dem dunklen, lahlen Felde.

Der Hund heulte — gleichmäßig, beharrlich und hoffnungslos — ruhig. Gerade als wenn die undurchsichtige, dunkle Nacht selbst heulte, bestrebt, sich zum Licht, zur warmen, hellen Sonne durchzuringen.

Der Hund heulte.

(Nachdruck verboten.)

Geographisches und Ethnographisches aus Persien.

Persien, das alte Kulturland, der Ausgangspunkt westerschütternder, historischer Ereignisse, zieht Augenblicklich wieder einmal das Interesse der ganzen Welt auf sich. In kurzen Zügen sollen daher zum besseren Verständnis der Vorgänge die hauptsächlichsten geographischen und ethnographischen Verhältnisse hier geschildert werden.

Das gewaltige Hochland von Iran, dessen westlichen und größeren Teil Persien bildet, ist durchzogen von großen Mulden, die abflusslosen Gebiete, Wüsten, darstellen. So ist besonders das Innere Persiens, etwa zwei Drittel des ganzen Gebietes, ein abflussloses Tafelland von etwa 1200 Meter mittlerer Erhebung, von dem ungefähr 100 000 □-Kilometer auf das Gebiet des Seistan oder Samunies mit Einschluß des Hilmenand an der Ostgrenze und zirka

50 000 Quadratkilometer auf das des Urmias oder Urmiasees im Westen fallen. Der seichte, von flachen Ufern und Lamarinengebäusen umgebene, salzige Seistansee mit einer Fläche von 4100 Quadratkilometer ist der tiefste Teil dieses trockenen Wüsten- und Steppengebietes. Der Urmiassee auf der anderen Seite, der den Abji, woran Fähris liegt, und den Djagatu aufnimmt und ein Gebiet von 3843 Quadratkilometer umfaßt, hat bei 21 Proz. Salzgehalt tieflaues Wasser, ansehnliche Tiefe und liegt 1220 Meter hoch. Die große Salzwüste oder Descht-i-kewir in Chorasan und die Descht-i-Lut oder Salzwüste des Lot südöstlich davon, sind Einseitungen von trockenem Charakter. Gen Süden, Norden und Westen von diesen zentralen Steppenlandschaften sind die gebirgigen Gebiete mit Abfluß zum Persischen Golf, Kaspischen Meer und Tigris vorgelagert. Die Haupttrichtung der Gebirge folgt der Längsachse Persiens von Nordwest nach Südost. Nur das Elbursgebirge mit dem 5465 Meter hohen vullkanischen Demawand macht eine Ausnahme von der Regel und ist auch allein geologisch und orographisch näher bekannt. Die feuchten, regenbringenden Winde, die über das Kaspische Meer kommen, werden durch das Elbursgebirge vom Innern Persiens ferngehalten; daher hat dieses nicht den fünften Teil der Niederschlagsmenge, die den Provinzen Gilan und Masanderan zukommt. Die herrschenden Winde kommen aus Nordwest und Südost, bringen aber nur den höheren Gebirgen reichere Niederschläge und eine feuchtere Atmosphäre. Die ersteren betragen in Rescht 1448 Millimeter, in Teheran nur 284 Millimeter. Trockene Hitze im Sommer und ansehnliche Kälte mit nur wenig Niederschlag im Winter sind die Hauptzüge des Klimas der Steppen und Wüsten Innerasiens. Im regenreichen Elbursgebirge findet unsere Giche und Buche ihre Ostgrenze. Sie bilden dort noch schöne Wälder. Auch ist hier im Tal des Sefti-rud bei Kistischer südlich von Rescht die Ostgrenze des Delbaumes; doch gedeiht er hier nur bei künstlicher Bewässerung.

Die Bewohner Persiens, das etwa 9 1/2 Millionen Einwohner zählt, nennen sich selbst Irani und ihr Land Iran. Sie bestehen zum größten Teil aus Tadschiks, d. h. „Untervorkenen“, den Nachkommen der alten Perser, die den schönen kaukasischen Typus ziemlich rein erhalten haben. Sie gelten, besonders in den wohlhabenderen Klassen, für klug und talentvoll, heiter und manierlich, aber unzuverlässig und sittlich verderbt, feig und treulos. Die Arbeiter Persiens sind kräftige Gestalten mit starker Brust. An den Gestaden des Kaspischen Meeres und an der transkaspischen Bahn bis zum Amu-darja sind sie fast ausschließlich die Lastträger, bekannt durch ihre außerordentliche Körperkraft.

Alle eingewanderten Stämme werden Mats oder Mits genannt. Es gehören hierher die Kabcharen, ein Turkmensstamm, sowie die turkmenischen Hirten (720 000) des Nordens, die nomadisch wandernden Turken im Westen (675 000), Afghanen und Belutschen im Osten, die Restorianer um den Urmiassee (etwa 25 000), Armenier, Negere von Sansibar, die als Sklaven ins Land kamen, Araber (260 000) als Nomaden, besonders zahlreich in Chuzistan (Arabistan), und Juden, auch die 9000 Feueranbeter, Geber oder Parsi, die sich selbst Zerdutschi nennen und größtenteils in und um die Stadt Jedd in Kirman wohnen, schwer bedrückt von fanatischen Anhängern des Propheten.

Einen großen Raum in der Bevölkerung Persiens nehmen die Nomaden ein. Das Nomadentum beruht zum großen Teil auf dem Islam. Des altperischen Zoroasters Lehre beförderte den Ackerbau auf alle mögliche Weise und gebot als religiöse Pflicht die Anlegung und Unterhaltung von Bewässerungskanälen. Ebenso befahl diese Lehre das Pflanzen von Bäumen und Ruggewächsen aller Art, sowie die Ausrottung schädlicher Pflanzen und Tiere. Mit dem Islam und der Invasión der islamitischen Nomadenhorden wurde dies aber anders, denn dieser läßt durch sein fatalistisches Gleichgültigkeitssystem einen unheilvollen Einfluß aus, und die Nomadenhorden verwüsteten, was die bisherige Betriebbarkeit geschaffen hatte. Das großartige Bewässerungssystem verfiel immer mehr, die Wälder fielen der Vernichtung anheim und die Acker überließ man ihrem Schicksal. Verschiedene, bisher ansässige Volksstämme gaben den Ackerbau auf und wurden Nomaden. Auch die Regierung selbst hat Schuld an der Ausbreitung des Nomadentums, indem sie die landbau treibende Bevölkerung auf alle mögliche Weise brandschätzte, aber nicht das geringste für die Verbesserung der Landwirtschaft tat. In Jahren mit Mitternten ist der Bauer rettungslos verloren, und zu den Hungersnöten, wie sie in Persien vorkommen, gibt es vielleicht nur im englischen Indien ein Seitenstück. Sieht sich dann der Bauer genötigt, seine heimatische Scholle aufzugeben, so heißt ihm nichts anderes übrig, als Nomade zu werden, und auf diese Weise erfährt die wandernde Bevölkerung einen steten Zuwachs.

Die Nomaden werden mit einem gemeinsamen Namen „Mats“ bezeichnet. Den größten Teil der Mats stellen vier Völkerschaften, die sich nach den Sprachen in Mats türkischer, Irischer, Turbischer und arabischer Zunge teilen. Die Nomaden türkischer Zunge zählen allein 41 Stämme, und zu ihnen gehört auch die jetzige Herrscherdynastie. Manche dieser Nomaden haben kolossale Herden, wohl bis zu 150 000 Schafe nebst Ziegen und Pferden, Eseln und Kamelen. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein „M-Chan“, Stammältester, dessen Würde sich auf den ältesten Sohn der Familie vererbt. Im nördlichen Persien sollen die Nomadenstämme dem Staat für jedes Tier eine gewisse monatliche Abgabe und außerdem eine Anzahl be-

waaffneter und berittener Soldaten stellen. Die Stämme im südlichen Persien dagegen sind stark genug, um eine fast ähnliche selbständige Stellung einzunehmen. Sie haben zwar der Regierung gegenüber gleichfalls Pflichten, kümmern sich aber meist nicht darum. Abgaben werden mit Schafen, Wolle und dergleichen bezahlt, denn Geld spielt bei den Nomaden eine untergeordnete Rolle.

Im Winter kampieren die Nomadenstämme mit ihren Herden in den Ebenen des Tieflandes, das dann im schönsten Grün blüht; aber im Frühjahr suchen sie die Hochebene und Gebirgsgegenden auf, wo sie gute Weide finden. Von Zeit zu Zeit bringen sie Waren in die Stadt und tauschen sich dafür Waffen, Munition, Hausgeräte usw. ein. Jeder Stamm hat seinen besonderen Umkreis, und dessen Ueberschreitung durch einen anderen Stamm gibt gewöhnlich Anlaß zu langwierigen und blutigen Kämpfen, denn die Nomaden sind im Gegensatz zu den Persern sehr kriegerischer Natur, weshalb auch die Hauptstärke des persischen Heeres aus den Nomadenstämmen besteht. Trotz ihres unstillen Lebens fehlt es ihnen nicht ganz an Bildung, denn sie haben stets besondere Schulzettel, in denen Unterricht im Lesen und Schreiben sowie im Koran erteilt wird. Die Nomaden begnügen sich mit einer einzigen Gattin und verheiraten sich nie mit Angehörigen eines anderen Stammes.

Was die Berufsbezüge der ansässigen Einwohnerschaft anbetrifft, so ist bekannt, daß eine Industrie und ein Fabrikbetrieb in unserem Sinne in Persien nicht existieren. Die einheimische Industrie ist hauptsächlich hausindustrieller Art und in dieser spielen Gewerbe die Hauptrolle, ferner Klingen, Säbel, Dolche, Glas- und Lederwaren. Zwei Drittel indessen der ganzen persischen Bevölkerung sind Bauern. Das Pachthystem ist vorherrschend und der Boden vielfach vorzüglich. Weizen und Reis sind die Hauptprodukte der Landwirtschaft. Aber nicht der zwanzigste Teil Persiens ist heute, hauptsächlich wegen Mangels an dem zum Ackerbau nötigen Wasser, unter Kultur. Den heutigen Kulturzustand Persiens hat man sich so vorzustellen, daß der größere Teil des unter Kultur genommenen Landes abseits der großen Handels- und Verkehrsstraßen liegt. Die Feld- und Gartenkulturen gedeihen nur bei künstlicher Bewässerung. Vielfach findet man Kanäle oder Untergrundkanäle, die schon in alten Zeiten angelegt wurden, um das Wasser unter einem Flußbett oder anderwärts fortzuführen, die Verbindung zu hemmen und es als Trinkwasser kühl zu halten. In der westlichen Provinz Masanderan baut man Zuckerröhre und Reis, sonst Weizen, Gerste, Mais, Opium, Tabak, Baumwolle, Krapp, Hemmah (zum Rotfärben der Nügel bei Frauen und Mädchen sowie der Wärfte der Männer), Rizinus und Sesam, Trauben und mancherlei sonstiges Obst und Gemüse. Berühmt sind die Gärten von Iffahan und Schiras ihres Obstes, ihrer Rosen und sonstiger Blumen wegen. Aber selbst diese sind nicht sorgsam gepflegt, wie die Gärten europäischer Städte, sondern interessant in ihrer halben Verwilderung. Von den Haustieren ist das Schaf das vorwiegende Schlachtvieh, die Ziege der Milchlieferant, das Rind Zugtier, das Kamel der Lastträger; das Pferd dient vornehmlich zum Reiten, da es an Fahrstraßen und mehr noch an Fuhrwerken fehlt. In den Städten gibt es zahlreiche herrenlose Hunde. Ansehnlich ist die Geflügel- und in der Provinz Gilan die Seidenzucht.

In mineralogischer Hinsicht bleibt nur zu bemerken, daß Persien in seiner Provinz Chorasan die erste und wichtigste Fundstätte der Lurkise birgt. Die Minen befinden sich im Distrikt von Kischapur, 80 Kilometer westlich von Meshed, namentlich in der Nähe des weiter nördlich gelegenen Ortes Maadan. Auch Lapislazuli wird in dem Gebirgsrücken zwischen diesen beiden Städten gefunden.

Die eigentlichen Perser sind im allgemeinen von mittlerem schlanken Wuchs. Kopf und Gesicht haben kaukasisches Gepräge.

Die Häuser der Perser sind auf den Dörfern einstöckig; sie werden größtenteils mit lufttrockenen Ziegeln erbaut, die in trockenen Strichen, wenn aus gutem Lehm mit Fleiß geformt, sich lange dauernd erweisen, dagegen rasch dem Verfall unterliegen, wenn sie aus Erde oder Strahlenot geformt werden, was leider nur zu oft geschieht. Die Stadthäuser haben nach der Straße zu kahle, fensterlose Wände; durch einen kurzen Gang gelangt man in den Hof, der meist mit Fliesen belegt ist und in der Mitte ein Wasserbecken mit Springbrunnen und Gartenanlagen enthält. Um diesen Hof ist das Haus aufgeführt, dessen Hauptteil den Hintergrund bildet, während sich an dem Eingangsräum die beiden Seiten kleinerer Gemächer befinden. Die Häuser der Vornehmen sind umfangreich und zerfallen in das Männerhaus und das Frauenhaus, das durch einen zweiten Hof mit Gartenanlagen von dem ersteren getrennt ist. Die engen Straßen der persischen Städte sind der Sammelplatz von Schmutz und Glend; dagegen sind die Bazare, in denen die Händler und Handwerker ihre Stätte haben, wirkliche Straßen mit gewölbten, gut ausgebauten Ziegelbauten. Viele Städte sind von einer hohen Erdmauer eingefast, die mit einem Turm besetzt und zuweilen durch einen tiefen Graben geschützt ist.

Die Hauptnahrung der Perser ist Tschillaun, ein gesottener, wenig fetter Reis; der Pillaun folgt zunächst, er ist fett und nähert sich durch verschiedene Zusätze mehr dem Pudding. Außerdem werden Brote aus Durra oder Weizen, ebenso Milch, Butter, dicke Sahne und Gartenfrüchte genossen. Als Getränk ist Eiswasser vor allen anderen beliebt; indem es mit Fruchtstücken und Essenzen gemischt wird, entstehen die mannigfaltigsten Scharbette. Die Abstammung der herrschenden Klasse in Persien von den Nomaden

macht die Vorliebe für Butter- und Sauermilch erklärlich. Die Rolle des Weines im Leben persischer Männer kennt man aus Hafis. Beimgelage mit Musik, Tänzerinnen und Würfeln werden bis zur sinnlosen Betrunktheit fortgesetzt. Dem Tabaksgenuß, und zwar mit Vorliebe durch das Nargileh, wird in einer Ausdehnung gesrönt, die selbst im Orient beispiellos sein dürfte.

Die Perser sind ihrer Religion nach ausschließlich Mohammedaner und zwar eifrige Schiiten, die die Sunna, d. h. die von den drei ersten Kalifen herrührenden Zusätze zum Koran nicht anerkennen, die Afghanen und Belutschen dagegen wie die übrigen Mohammedaner Sunniten. Die zahlreichen Geistlichen oder Koran-gelehrten heißen Mollah. Die Wissenschaft steht auf sehr niedriger Stufe und in den Künsten ist nur die Architektur hoch entwickelt.

Das Familien- und Geschlechtsleben der Perser ist im allgemeinen nach dem bekannten mohammedanischen Muster zugeschnitten. Auch der Schiite sperrt seine Frauen hinter die Haremsgitter, nachdem er sie durch Zahlung größerer oder kleinerer Summen an die Eltern erworben hat. Zwar sind Eheverbindungen aus Neigung nicht ausgeschlossen; in der Regel aber verbindet der Perser mit dem Begriff „Liebe“ etwas ganz anderes, trotz der herrlichsten Dichtungen seiner Nationaldichter, in denen jenes Wort eine so große Rolle spielt.

Eine ganz spezielle Einrichtung des Schiitismus ist die sogenannte „Ehe auf Zeit“, von der allenthalben im Lande der „Sonne“ Gebrauch gemacht wird. Die Ehe ist dort eine zweifache; sie wird entweder auf die Dauer geschlossen oder auf eine bestimmte vertragsmäßige Zeit, deren Dauer sich von einer Stunde bis zu 99 Jahren beläuft. Die erste Gattung Ehefrauen nennt man Keldi, die zweite Sighi. Dadurch erhalten die moslimischen Ehegebräuche eine wesentliche Modifikation. Zwar darf auch der Schiite nicht mehr als vier Keldi oder legitime Frauen besitzen, ganz so, wie es der Koran gestattet; das Gesetz wird aber dadurch umgangen, daß eine Sighi an die Stelle einer durch (gesetzmäßige) Scheidung verstoßenen Keldi treten kann, indes letztere wieder in Gnaden als Sighi aufgenommen wird. Da es sich bei solchen wunderlichen Prozeduren häufig nur um Formalitäten handelt, so kann der Perser auf diese Art seine legitimen Frauen fortwährend wechseln, und dadurch auch eine Art Frauenaustausch bei Wahrung aller gesetzmäßigen Normen durchführen.

Die Schiiten entschuldigen übrigens diese Wirtschaft damit, daß sie, ihren Sitten gemäß, Frauen niemals auf Reisen und Expeditionen mitnehmen. In Asien kann, bei den ungeheueren Distanzen daselbst, eine solche Abwesenheit vom heimatischen Herde allerdings viele Monate währen, und der Perser sieht sich dann genötigt, in der Fremde eine Sighi „auf Zeit“ zu heiraten. In solchen Sighis ist da und dort immer Vorrat; meist sind es Mullahs selbst, die sie den Reisenden vorführen und für die Vollstreckung des rituellen Aktes ihre Gebühren einstreichen. J. W.

Kleines feuilleton.

Verkehrswesen.

Das Weltkabelnetz. Nach den „Blättern für Post und Telegraphie“ betrug die Länge sämtlicher unterseeischer Kabel Ende März 1908 464 852 Kilometer. Von diesem Kabelnetz, dessen Wert auf ungefähr 1/4 Milliarden Mark geschätzt wird, gehören aber nur 84 155 Kilometer den einzelnen Staaten, während der Rest, also über 380 000 Kilometer, Privatgesellschaften gehört. Mehr als die Hälfte des gesamten Netzes gehört England und seinen Kolonien, dann folgt in weitem Abstand Nordamerika, während Deutschland erst an vierter Stelle steht. Allerdings ist das der deutschen Regierung und deutschen Gesellschaften gehörende Kabelnetz sehr rasch gewachsen. Im Jahre 1876 besaß Deutschland ein „Kabelnetz“ von ganzen 15 Kilometern, nämlich die Hälfte des Kabels zwischen der Insel Nügen und der schwedischen Küste bei Areleborg. Im Jahre 1908 gehörten ihm bereits Kabel von 15 000 Kilometer Länge, worunter sich Kabel in China und vor allem das erste transatlantische Kabel von Bosnien über die Azoren nach New York und das Kabel Emden—Vigo befanden. Im Jahre 1908 hingegen betrug die Länge des Deutschland gehörenden Netzes 30 167 Kilometer, wovon sich nur 6866 Kilometer in Regierungsbefitz, 24 301 Kilometer hingegen im Besitz von Privatgesellschaften befinden. Auch in technischer Beziehung ist Deutschland in den letzten Jahren auf dem Gebiete der Herstellung und Verlegung der Seekabel weit fortgeschritten, während früher diese Technik ein unbestrittenes Gebiet der Engländer war. Die Möglichkeit, Seekabel überhaupt bauen und verlegen zu können, verdankt allerdings die Welt einem Deutschen: Werner Siemens, der in seinen auch sonst sehr lesenswerten „Lebenserinnerungen“ sehr interessante Einzelheiten über die ersten Seekabel und ihre Verlegung bringt. Siemens war der erste, der Kupferdrähte für elektrische Zwecke, damals nur für Telegraphenzwecke mit Guttapercha überzogen und so isolierte. Im Sommer 1847 wurde die erste längere unterirdische Leitung von Berlin bis Großbeeren mit derartig isolierten Drähten verlegt. Den ersten Versuch einer unterseeischen Kabel-

Verbindung mit diesen Drähten machte ein Engländer Brett schon drei Jahre später zwischen Dover und Calais. Die erste größere Seekabelverlegung wurde dann von der bekannten englischen Unternehmerrfirma Reival und Siddell unter der Leitung von Werner Siemens im Jahre 1856 durchgeführt. Es handelte sich um ein Kabel zwischen der Insel Sardinien und der Stadt Vona in Algier. Besondere Schwierigkeiten bot neben den rein elektrischen Fragen die mechanische Verlegung der Kabel, das Verlegen in den großen Tiefen, ohne daß das Kabel riß. Das war mit den damaligen primitiven Hilfsmitteln keine Kleinigkeit, während heute besonders für diesen Zweck gebaute Kabeldampfer zur Verfügung stehen. Auf Grund der Erfahrungen dieser Kabelverlegung arbeitete Siemens eine Theorie der Legung und Untersuchung submariner Kabelleitungen aus, die im Jahre 1874 veröffentlicht, die Grundlage für alle weiteren Kabelverlegungen bildet. Hauptächlich Siemens hat auch die Apparate geschaffen, mit denen auf diesen langen unterseeischen Kabeln telegraphiert werden kann. Das Weltkabelnetz, das in den letzten Jahrzehnten um die Hälfte gewachsen ist, hat in den letzten Jahren in der drahtlosen Telegraphie einen Konkurrenten erhalten. Es wird aber bis auf weiteres noch immer mehr wachsen, da die „drahtlosen“ Verbindungen die Sicherheit und Schnelligkeit der Kabeln nicht erreichen. Die Konkurrenz dürfte vielleicht nur die wohltuende Wirkung haben, daß in manchen Fällen die sehr hoch gehaltenen Preise für Ueberseeetelegramme niedriger werden.

Paläontologisches.

Die Vorfahren unserer Pferde. Die Erforschung der ausgestorbenen Lebewesen, die in früheren Epochen der Erdgeschichte das Meer oder die feste Erdoberfläche bevölkert haben, hat Einblicke in die Abstammung und Entwicklung der heute lebenden Tierformen eröffnet, die einen außerordentlichen Einfluß auf die naturwissenschaftlichen Anschauungen gehabt haben. Dank den unermüdblichen Untersuchungen, die namentlich in Europa, in Indien und Amerika unablässig fortgesetzt worden sind, ist die Wissenschaft befähigt worden, über den Ursprung und die allmähliche Um- und Ausbildung eines so wichtigen Haustieres wie des Pferdes eine recht genaue Auskunft erteilen zu können, obgleich es nicht ausgeschlossen ist, daß noch neue Funde gemacht werden, die zu einer weiteren Vervollkommnung der Kenntnisse führen. Besonders fesselnd ist die Schilderung der Umwandlungen, die der Fuß dieser Tiere im Lauf der ungezählten Jahrtausende seit erdgeschichtlicher Vergangenheit erfahren hat, bis er sich zu der einhufigen Form des Pferdes der Gegenwart ausgebildet hat. Mit dieser allgemeineren paläontologischen Betrachtung ist jedoch namentlich der Pferdezüchter nicht zufrieden, sondern er möchte vor allem etwas über den Ursprung der einzelnen Pferderassen wissen. Diese Frage hat einer der bedeutendsten Vertreter der Haustierkunde, Prof. Ewart, in einer ausführlichen Arbeit vor der Royal Society, der Londoner Gelehrten-Akademie behandelt. Nach seiner Angabe sind die Ansichten über den Ursprung unserer Zuchtperde noch heute geteilt. Einige Naturforscher halten sie für Nachkommen einer während der letzten erdgeschichtlichen Epoche (Pleistocön) ausgestorbenen Pferdeart, des Equus fossilis, dessen lebender Verwandter in dem bekannten mongolischen Wildpferd zu erblicken ist, das nach dem berühmten Asien-Forscher Prschewalski seinen Namen erhalten hat. Andere Forscher dagegen halten das heutige Hauspferd für einen Mischling von einer großhufigen nordischen Art, die dem Prschewalskischen Pferde verwandt ist, und einer feingliedrigen südlichen Art, die in vorgeschichtlicher Zeit Nordafrika bewohnte. Noch andere paaren die nordische Art mit einer anderen südlichen, die ein Verwandter des Pferdes sein soll, das am Ende der Tertiärperiode als Equus sivalensis die Gegend des Sivalikgebirges im Süden des Himalaya in Indien bewohnte. Professor Ewart stellt nun auf Grund eingehender Untersuchungen von Schädeln, Zähnen und Gliederknochen von Pferden, die in alten römischen Ansiedlungen und in Pfahlbauten gefunden worden sind, die Tatsache fest, daß die vom Menschen in Zucht genommenen Pferde ursprünglich zu einer Reihe verschiedener Formen gehörten. So unterscheidet er einmal einen Typ mit langen Gliedmaßen, einem langen Kopf und einer Wölbung zwischen den Augenhöhlen, ferner einen Typ mit schmächtigen Gliedmaßen und einem feinen und schmalen Schädel, dann einen solchen mit kurzen und breiten Mittelfußknochen und einem kurzen Schädel. Andere, und zwar sehr wesentliche Unterschiede der fünf Formen, die im Ganzen festgesetzt werden, liegen in der Bezeichnung. Nach der Ermittlung dieser Typen werden nun Rückschlüsse auf die Vorfahren der Pferde gezogen. Es kommen dabei drei Arten in Betracht: das erwähnte Sivalik-Pferd aus Indien, eine andere Art aus gleichartigen Ablagerungen in Europa und Nordafrika (Equus stenorius) und eine dritte, die von Ewart neu eingeführt worden ist und den Namen Equus gracilis (das zierliche Pferd) erhalten hat. Von der ersten dieser drei Arten werden die Araber, die Perser, die Vollblut und andere moderne Zuchtarten mit langem Gesicht, breiter Wölbung zwischen den Augen und zarten Gliedmaßen abgeleitet. Das Equus stenorius hat nur zu wenig verbesserten Abkommen geführt. Die Pontes der keltischen Länder stammen dagegen wahrscheinlich von den „zierlichen Pferden“ ab.